

NEUORIENTIERUNG der Rassehundezucht

VON DR. BARBARA KESSLER



Tierärzte und Wissenschaftler, aber insbesondere auch Halter und Züchter sehen sich eigentlich bei jeder Rasse mit einer Zunahme von Erbkrankheiten und Faktorenerkrankungen mit eindeutiger genetischer Komponente konfrontiert. Man mag damit argumentieren, dass das zum Teil auch an einer geänderten öffentlichen Wahrnehmung oder immer ausgefeilteren diagnostischen Möglichkeiten liegt, das kann aber nicht allein die Erklärung dafür sein. Auf der anderen Seite haben wir inzwischen immer bessere Möglichkeiten zur züchterischen Bekämpfung von Defekten zur Verfügung – seien es umfangreiche Gesundheitsscreenings von Zuchttieren, oder – im optimalen Fall – direkte Gentests auf bestimmte Mutationen, mit deren Hilfe Anpaarungen so geplant werden können, dass das Auftreten von erkrankten Welpen sicher verhindert werden kann.

Drehen wir uns im Kreis?

Trotzdem werden unsere Hunde nicht gesünder... Es sieht sogar eher danach aus, als ob wir uns immer mehr im Kreis drehen. Neue Krankheiten, neue Diagnoseverfahren, neue Bekämpfungsstrategien, neue Gentests, wieder neue Krankheiten – es scheint, dass wir uns dagegen verschließen der eigentlichen Problematik auf den Grund zu gehen.

Dabei ist es für Genetiker, Mediziner, Biologen und Zoologen eigentlich auf den ersten Blick klar, woran es wahrscheinlich ganz grundsätzlich hakt. Für nahezu jede höhere wildlebende Spezies sind Verhaltensmechanismen bekannt, die Fortpflanzung im zu engen Familienkreis verhindern sollen. In der Natur geschieht das meistens durch Vertreiben des männlichen Nachwuchses, sobald er das fortpflanzungsfähige Alter erreicht. Zoos kooperieren weltweit und führen Zuchtbücher bedrohter Arten, um durch gezielten Austausch von Zuchtpartnern sicherzustellen, dass der Genpool auch bei Zucht in Gefangenschaft möglichst wenig verringert wird. Wir Hundezüchter nehmen das alles interessiert und wohlwollend zur Kenntnis – solange es sich um Wild- oder Zootiere handelt. Bei unseren Hunden dagegen tun wir so, als ob all diese Gesetze der Biologie oder Genetik außer Kraft gesetzt wären. Eventuell beruhigen wir unser Gewissen damit, dass wir ja fleißig Vorsorgeuntersuchungen absolvieren, ggf. Gentests machen lassen, bei unseren Zuchttieren sehr wohl auf Fitness und Leistungsfähigkeit achten – und dennoch bekämpfen wir damit nicht die Ursache des gehäuf-

ten Auftretens von erblichen Erkrankungen, sondern kurieren nur oberflächlich an den Folgen unserer jahrzehntelangen, aus biologischer Sicht völlig fehlgeleiteten Zuchtpraxis herum.

Mit dem Schließen der Zuchtbücher nahm aus biologischer Sicht das Unheil seinen Lauf... Da immer nur ein Teil der Population zur Weiterzucht verwendet wird, geht mit jeder Generation unweigerlich und unwiederbringlich genetisches Material verloren. Die dadurch erreichte zunehmende Homozygotie (Reinerbigkeit) war genau das, was man zu Beginn der Rassehundezucht erreichen wollte – eine Vereinheitlichung des Typs, angelehnt an einen Rassestandard.

Was sind die negativen Folgen zunehmender Inzucht?

Schlägt man in Lehrbüchern nach oder sucht im Internet, stößt man zunächst auf Begriffe wie „allgemeine Leistungsmin- derung“, „reduzierte Fitness“, „Abnahme der Fruchtbarkeit“ – wenig konkrete Symptome, die sich bei einem Individuum nur schwer eindeutig auf eine bestimmte Krankheitsursache zurückführen lassen. Wir können aber doch einige Phänomene festmachen, deren Zunahme zweifelsfrei belegt werden kann. An erster Stelle steht der stete Zuwachs an rezessiven Erbdefekten. Die Folgen dieser Defekte werden nur dann sichtbar, wenn sie homozygot (reinerbig) vorliegen, d.h. ein Nachkomme das ungünstige Allel von je beiden Elterntieren geerbt hat. Je enger die Eltern miteinander verwandt sind, desto wahrscheinlicher ist dieses Ereignis. Einem Züchter muss bewusst



sein, dass er in Folge einer Selektion auf einen immer einheitlicheren Rasse- oder Zwingertyp auch in Kauf nimmt, dass neben den erwünschten Allelen auch immer mehr unerwünschte homozygot vorliegen. Je „enger“ ein Pedigree ist, desto höher die Wahrscheinlichkeit, dass bei den Nachkommen solcher Paarungen auch ungünstige Allele aufeinandertreffen.

Während sich rezessive Defekte in der Regel in einem genau reproduzierbaren Krankheitsbild äußern, zeigen sich andere Folgen zunehmender Homozygotie mitunter komplexer. Es sind nicht immer nur Defekte oder Mutationen, die zur Ausprägung eines Krankheitsbildes führen. Für die Funktion des Immunsystems ist beispielsweise eine größtmögliche Heterozygotie (Mischerbigkeit) an bestimmten Genorten maßgeblich. Je variabler die Allele an diesen sogenannten DLA (dog leucocyte antigen)-loci sind, desto anpassungsfähiger und belastbarer ist das Immunsystem. Die genetische Variabilität an diesen Genorten kann man inzwischen screenen lassen, und bei vielen Rassen kommt dabei Erschreckendes zutage. Wünschenswert wäre eigentlich eine möglichst hohe Anzahl verschiedener Genvarianten, in der Realität kommen bei etlichen Rassen aber nur noch wenige vor. Ein Verlust von Genvarianten an diesen Genorten lässt da-

bei direkte Rückschlüsse auf die genetische Variabilität innerhalb der Rasse zu. Die Folgen äußern sich in Fehlfunktionen des Immunsystems, insbesondere Autoimmunerkrankungen, die sich quer durch alle Rassen ziehen – auch bei unseren Windhunden sind sie keine Seltenheit mehr. Beispiele dafür wären SLO (symmetrische lupoide Onchyodystrophie – für diese Erkrankung konnte bei einigen Rassen schon ein direkter Zusammenhang mit einzelnen DLA-Allelen nachgewiesen werden), SLE (Systemischer Lupus erythematodes), AIHA (autoimmune hämolytische Anämie), SRMA (steroid responsive meningitis arteriitis), Glomerulonephritis, oder auch Diabetes mellitus, Polyarthritiden, Schilddrüsenunterfunktion, und so weiter.

Selektion – noch zeitgemäß?

Bei in menschlicher Obhut gehaltenen Tieren fallen natürliche Selektionsmechanismen im Sinne eines „survival of the fittest“ größtenteils weg. Unsere Haushunde müssen sich nicht mehr mit widrigen Umweltbedingungen auseinandersetzen oder sich aktiv um ihre tägliche Portion Futter bemühen. Die Entscheidung wer sich mit wem paart wird vom Menschen getroffen – anhand von Kriterien, die der Vitalität der gezüchteten Lebewesen nicht immer

förderlich sind. Schwierig wird es insbesondere dann, wenn eine echte Funktionsüberprüfung nicht mehr stattfinden kann. Wie soll man überprüfen, welcher Hund sich in der Jagd als besonders zäh und tauglich erweist, wenn die Jagd nicht mehr erlaubt ist? Sicher können wir unsere Windhunde und Mediterranen zum Rennen oder Coursen schicken – im Vergleich zu einer echten Jagd im Gelände ist das aber nur eine sehr abgespeckte Bewährungsprobe. Selektiert wird stattdessen größtenteils anhand von anatomischen Eigenschaften, die wir als geeignet für die ursprüngliche Aufgabe erachten – ohne das je überprüfen zu können. Ein mehr als fehleranfälliges Vorgehen! Erheben wir als Züchter und als Zuchtverein immer noch den Anspruch an uns, in erster Linie gesunde und vitale Hunde züchten zu wollen, ist es dringend an der Zeit, das bisherige System von Selektion und Zuchtzulassung zu überdenken. Es geht nicht darum, alles was bei den Altvordere gut, bewährt und richtig war, über den Haufen zu werfen. Das Hinterfragen altbewährter Zuchtstrategien hat nichts mit Respektlosigkeit oder neomodischer Besserwisseri zu tun. So mancher Grundsatz, der früher gut und richtig war, hat inzwischen leider dazu beigetragen, die Rassehundezucht an den Rand des Abgrunds zu bringen. Wir müssen uns bewusst sein, dass wir inzwischen an einem ganz anderen Punkt angelangt sind. Ging es zu Beginn der organisierten Hundezucht in erster Linie darum, Rassen und Typen zu festigen und erwünschte Merkmale genetisch zu fixieren, hat sich die Situation inzwischen grundlegend geändert. Nicht zuletzt auch dank des rapide ange-



stiegenen internationalen Austauschs von Informationen und Zuchttieren sind früher allein schon durch weite geografische Entfernungen getrennte Populationen (auf die man ggf. als Outcross zurückgreifen konnte) inzwischen größtenteils einem „Einheitsbrei“ gewichen. Dank Gefriersperma und künstlicher Besamung können die Gene des Moderüden vom anderen Ende der Welt in kurzer Zeit quer durch die gesamte Population gestreut werden. Nach mehr als einem Jahrhundert geschlossener Zuchtbücher sind unsere Rassen einheitlicher denn je, leider nicht nur in optischer Hinsicht. Es gibt nahezu keine Rasse mehr, die nicht von einem zunehmend begrenzten Genpool bedroht ist. Wir können nicht mehr kritiklos daran festhalten, was uns an Zuchttechniken und Erfahrungen überliefert wurde. Geänderte Voraussetzungen erfordern daran angepasste Maßnahmen, und dabei kann es sich erweisen, dass Althergebrachtes und vermeintlich Bewährtes inzwischen eben nicht

mehr richtig ist. Die Herausforderung für Züchter heutzutage ist nicht mehr, einen Rasse- oder Zwingertyp zu festigen, sondern den Fortbestand der Rasse zu sichern – und die wichtigste Maßnahme hierzu ist das Einbremsen der Inzuchtzunahme.

Risiko Matadorzucht

Besonders schädlich für die genetische Vielfalt ist die Fokussierung auf nur wenige, hochprämierte Rüden (sogenannte Matadorzucht). Sicherlich, die Versuchung ist groß – insbesondere bei seltenen Rassen mit nur kleiner Population und geringer Nachfrage. Wenn jeder Wurf das Risiko birgt, auf einem guten Teil der Welpen „sitzenzubleiben“, weil sich nur schwer gute Interessenten für die Welpen finden lassen, mag die Wahl eines populären und bewährten Deckrüden ein gewisses kleines Plus an Sicherheit bieten. Auch lässt sich bei erprobten Rüden eventuell eher abschätzen, welche Eigenschaften sie vermutlich vererben und welche

nicht. Durchaus ein Argument für kleine Züchter, die vielleicht nur einen einzigen Wurf mit ihrer einzigen Zuchthündin planen und dabei das Risiko einer im Nachhinein doch nicht so gelungenen Verpaarung verringern wollen. Für die Rasse insgesamt ist dieses Sicherheitsdenken aber fatal! Jedem Züchter einer seltenen Rasse mit nur einer geringen Population weltweit muss klar sein, dass er mit jedem Wurf eine große Verantwortung für die Zukunft trägt. Wir müssen uns bewusst machen, dass jedes Individuum eine bestimmte Anzahl an Defektgenen trägt, auch wenn es phänotypisch gesund und leistungsfähig ist. In der ersten und zweiten Nachzuchtgeneration wird das wahrscheinlich nicht zutage treten. Problematisch wird es aber dann in späteren Generationen, wenn Linienzucht auf diese erfolgreichen Rüden betrieben wird. Dann besteht die Gefahr, dass auch unerwünschte Allele homozygot vorliegen. Dieses Risiko besteht natürlich grundsätzlich bei jeder

Linienzucht, problematisch für die ganze Population wird es aber insbesondere dann, wenn aufgrund eines übermäßigen Zuchteinsatzes eines dieser „popular sires“ in der Rasse kaum mehr nicht von ihm abstammende Hunde zu finden sind. In einem solchen Fall bleibt den Züchtern schlichtweg nichts anderes übrig, als auf diesen Rüden Linienzucht zu betreiben, ob sie es bewusst wollen oder nicht. Es gibt dann evtl. gar keine anderen Hunde innerhalb der Rasse mehr...

Damit wird auch deutlich, dass auch eine rein leistungsorientierte Zucht nicht als absoluter Garant für eine genetisch gesunde Population gewertet werden kann. Eine hohe Leistungsbereitschaft und Leistungsfähigkeit zeugt sicherlich von aktueller hoher Fitness und Gesundheit. Aber sie erlaubt keine Aussage darüber, ob das ein paar Jahre später auch so ist. Auch die leistungsfähigsten Sportler oder Arbeiter tragen Defekte – werden sie innerhalb der Population übermäßig oft zur Weiterzucht genutzt, bringt es dasselbe Risiko einer unkontrollierten Anreicherung von Defektgenen mit sich. Egal ob einzelne Spitzenrüden aus Leistungs- oder Ausstellungslinie überproportional eingesetzt werden – die negativen Folgen für die Genvielfalt innerhalb der Rasse sind exakt dieselben!

Ein wenig Populationsgenetik

Ungeachtet des Risikos der Anreicherung unerwünschter Defektgene hat die Matadorzucht auch direkten Einfluss auf die Inzuchtzunahme von Generation zu Generation. Um das versinnbildlichen zu können komme ich nicht umhin, einen kleinen

Ausflug in die Populationsgenetik zu machen. Allein die absolute Anzahl an Individuen zu erfassen ist nicht ausreichend um den genetischen Status einer Population zu beurteilen. Entscheidend für die Inzuchtrate (ΔF), d.h. die Inzuchtsteigerung der Population je Generation, ist aber nicht die absolute Zahl, sondern nur der Anteil an Individuen, die tatsächlich zur Fortpflanzung gelangen. Dieser wird in der Populationsgenetik mit dem Begriff „effektive Populationsgröße“ = N_e erfasst. Sie ist stark vom Geschlechterverhältnis beeinflusst und wird nach folgender Formel berechnet:

$$N_e = \frac{4N_m \times 4N_w}{N_m + N_w}$$

N_m steht dabei für die Anzahl männlicher, N_w für die Anzahl weiblicher Zuchttiere.

Bei einer absoluten Populationsgröße von 1000 Tieren ergeben sich daraus bei unterschiedlicher Geschlechterverteilung folgende Werte:

N_m	N_w	N_e	ΔF
500	500	1000	0,04
100	900	360	0,14
10	990	40	1,26
1	999	4	12,51

Je unausgewogener das Geschlechterverhältnis, desto stärker schnell die Inzuchtzunahme in die Höhe. Es dürfte schnell klar werden, dass wir in der Hundezucht vom idealen Geschlechterverhältnis 50:50 weit entfernt sind. Die extremste Abweichung davon finden wir im Bereich unserer Rassen in der professionellen Renngreyhoundzucht. Die schier unüberschaubare absolute Zahl darf dabei nicht täuschen – macht man sich bewusst dass nur einige wenige Rüden die Zucht dominieren (teilweise mit 10.000 bis 15.000 Nachkommen und mehr), wird schnell deutlich

dass es um die genetische Vielfalt innerhalb dieser Population vermutlich weitaus bedenklicher aussieht als ein erster Blick auf die Anzahl der Hunde insgesamt vermuten lässt. Eine weite Verbreitung und hohe Welpenzahlen sind leider kein Garant dafür, auf der sicheren Seite zu stehen!

Eine Faustregel unter Genetikern besagt, dass eine Population nur dann langfristig überleben kann, wenn die effektive Populationsgröße mindestens bei 50 Tieren liegt. Nach einer recht neuen britischen Studie liegen wir bei einigen Rassen wie etwa Whippet oder Deerhound gefährlich nahe an diesem Schwellenwert – für seltenere Rassen konnten aufgrund der geringen Individuenzahl keine verlässlichen Werte ermittelt werden.

Kreuzungszucht als letzter Ausweg?

Für die genetische Gesundheit ist es unabdingbar, dass der Inzuchtzuwachs begrenzt und die Zunahme der Homozygotie innerhalb der Population soweit wie möglich verlangsamt wird. Das ist eigentlich nur durch regelmäßige Einkreuzungen zu erreichen – ein Fakt, der in der Nutztier- und Pferde zucht bekannt ist und dem dort in der Zuchtplanung Rechnung getragen wird. Bei seltenen Rassen werden regelmäßig und kontrolliert Angehörige ähnlicher Rassen eingekreuzt (z.B. Vogesberger Rind und Harzer Rotvieh beim Vogtländischen Rotvieh, oder Vogesen bei Pustertaler Sprinzen). Die „Blutauffrischung“ durch Verwendung von Vollbluthengsten in der Warmblutzucht ist gängige Praxis. Selbst in der Rassekatzenzucht sind Einkreuzungen bei bestimmten Rassen möglich und an der Tagesordnung.

In der Hundezucht ist die Kreuzungszucht größtenteils ein striktes Tabu, mit wenigen Ausnahmen. Für einzelne Rassen gibt es inzwischen Kreuzungsprogramme zur Blutauffrischung, insbesondere in der Zucht von Jagdgebrauchshunden. Offensichtlich wurde hier erkannt dass die Inzuchtsteigerung negative Auswirkungen auf Vitalität und Arbeitsleistung bringt, bzw. möchte man diesem befürchteten Verlust rechtzeitig entgegenwirken. Beispiele dafür sind die Kreuzung von Deutsch-Kurzhaar und Deutsch-Langhaar, Finnenbracke und Deutsche Bracke sowie Blutanschlüsse verschiedener nationaler black&tan-Brackenrassen wie Erdélyi Kopó, Brandlbracke und Ogar Polski. Wenig überraschend ist, dass diese Zuchtstrategie ausschließlich bei reinen Gebrauchshundrassen Verwendung findet, die nur selten auf Ausstellungen gezeigt werden. Bei größtenteils nur noch rein nach optischen Kriterien selektierten Rassen steht diese Zuchtmethode gar nicht erst zur Diskussion bzw. wird geradezu als Sakrileg betrachtet, verringert sie doch zunächst das gewünschte einheitliche Erscheinungsbild einer Rasse. Ich bin überzeugt davon, dass bei etlichen Rassen (auch einigen unserer Windhundrassen) auf lange Sicht kein Weg darum herumführen wird – vorausgesetzt natürlich, das Ganze läuft geplant und kontrolliert ab. Gezielte Mischlingsproduktion unter Angabe falscher Elternschaften fällt ganz sicher nicht darunter!

Auch ohne die Möglichkeit zur Kreuzungszucht müssen wir zum jetzigen Zeitpunkt zumindest im gegebenen Rahmen unser Möglichstes tun, um den existenzbedrohenden Inzuchtzuwachs innerhalb unserer

Rassen abzubremsen. Weiterzumachen wie bisher und die Verantwortung auf die Zuchtverbände abzuwälzen kann nicht der richtige Weg sein! Auch wenn Einkreuzungen derzeit so gut wie unmöglich sind, kann jeder einzelne Züchter zumindest einen kleinen Teil dazu beitragen, die Situation nicht noch weiter als unbedingt nötig zu verschlimmern. Das Wichtigste zum Erhalt einer möglichst hohen genetischen Variabilität innerhalb einer geschlossenen Population ist eine möglichst hohe Zahl unterschiedlicher Individuen, die zur Fortpflanzung beiträgt. Es geht dabei nicht um möglichst perfekte Rassevertreter, sondern um möglichst viele verschiedene. Das widerspricht eindeutig der alten Forderung „nur das Beste darf in die Zucht“! Diese Prämisse war richtig und sinnvoll, solange es darum ging eine Rasse in Leistung oder Optik zu festigen - wir müssen inzwischen aber einsehen, dass der unreflektierte Einsatz nur höchstselektierter Zuchttiere uns inzwischen an den Rand des Abgrunds gebracht hat. Für die genetische Gesundheit einer Rasse ist es nicht wichtig, dass nur wenige besonders schöne oder besonders leistungsfähige Tiere zur Weiterzucht gelangen – möglichst viele verschiedene müssen es sein, auch wenn sich darunter evtl. auch nur mittelmaßige Rassevertreter finden. Selektion können wir uns heutzutage eigentlich nur noch in Richtung Gesundheit oder Wesen erlauben – alles andere wird sich als schädlich für die Gesamtpopulation erweisen. Prof. Irene Sommerfeld-Sturplädiert in ihrem Buch „Rassehundezucht – Genetik für Züchter und Halter“ für ein totales Umdenken: nicht mehr „nur das Beste in die Zucht!“ sondern „nur die Schlechtesten eliminieren“.

Für Kynologen der alten Schule mag das nahezu ketzerisch klingen – im Sinne der Populationsgenetik ist es wohl das einzig richtige, was man tun kann.

Gesundheitsselektion mit Augenmaß

Auch die strenge Gesundheitsselektion muss dabei auf den Prüfstand! So wünschenswert es auf den ersten Blick sein mag, einen Zuchtbestand schnellstmöglich frei von Erbdefekten zu bekommen, so hoch ist das Risiko, dabei über das Ziel hinauszuschießen und der genetischen Vielfalt innerhalb der Population einen Bärendienst zu erweisen. Sobald Gentests für einzelne Defekte vorliegen, ist die Verlockung immer groß, diese Mutationen schnellstmöglich zu eliminieren. Das wäre ja eigentlich sofort möglich – nur hätte man damit nicht nur die Mutation, sondern auch etliche andere Allele verloren, die Rasse damit in einen künstlichen genetischen Flaschenhals gezwungen. Damit hätte man genau das Gegenteil erreicht, was eigentlich das Ziel sein sollte. Man hätte die Folge bekämpft, die eigentliche Ursache aber weiter verschlimmert. Wir werden uns auch damit abfinden müssen, dass wir es bei den einzelnen Rassen in der Regel nicht nur mit einem einzigen Gesundheitsproblem zu tun haben. Strengste züchterische Bekämpfung mehrerer Erkrankungen gleichzeitig würde unweigerlich dazu führen, dass kaum mehr Hunde für die Weiterzucht übrig bleiben. Es muss also gewertet und abgewogen werden – Krankheiten mit stärkerem negativen Einfluss auf Lebensqualität und Wohlbefinden davon betroffener Hunde werden mit höherer Priorität bekämpft als Defekte, mit denen

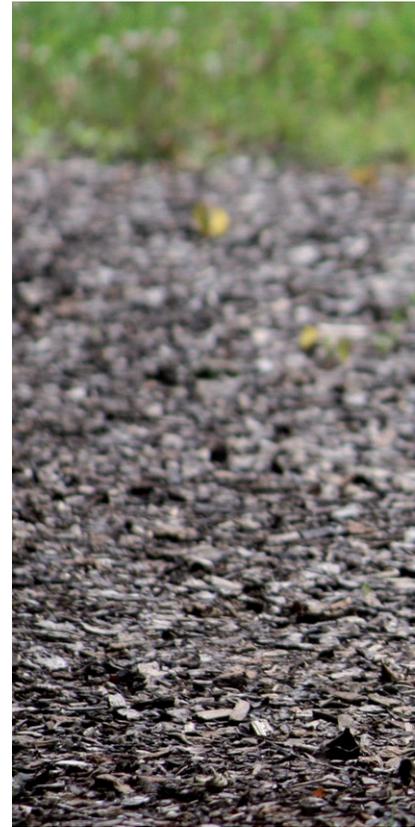
sie unter geringeren oder gar keinen Einschränkungen leiden.

Der Beitrag der „kleinen“ Züchter

An diesem Punkt möchte ich auf einen wichtigen Beitrag für die Zukunft der Rassen hinweisen, den insbesondere die kleinen Hobbyzüchter und eher unbekannteren Zwinger leisten können. Ihre Nachzucht findet deutlich seltener Absatz bei auf Veranstaltungen aktiven oder erfolgsorientierten Welpenkäufern – sie geben ihre Nachzucht größtenteils an Liebhaberplätze abseits des offiziellen Hundewesens ab. Damit stehen sie oftmals nicht so unter Erfolgsdruck: ihre Welpeninteressenten erwarten nicht, einen späteren garantierten Multichampion und Multi-BIS-Winner zu erwerben. Dadurch können sie sich u. U. eher erlauben, aktuell nicht favorisierte, vermeintlich nur mittelmaßige oder altmodische Linien in die Zucht zu nehmen. Es sollte sie deswegen besser niemand allzu laut für ihre vielleicht vorhersehbare Erfolglosigkeit verlachen. Sie sind es, die uns in ein paar Generationen eventuell den Hals aus der Schlinge ziehen können! Weil sie abseits der aktuellen Moden seltenere Blutlinien erhalten haben, auf die es in Zukunft notwendig sein wird zurückzugreifen, wenn sich der Großteil der Rasse am Ende einer genetischen Sackgasse befindet.

Was also ist zu tun?

An die Vernunft der Züchter zu appellieren wäre die erste Maßnahme, aber von deren Erfolglosigkeit konnte man sich in den letzten Jahrzehnten bestens überzeugen. Die Erkenntnisse bzgl. der negativen Folgen eines zu kleinen Genpools sind ja nicht gerade neu – Konse-



quenzen wurden daraus bislang kaum gezogen.

Zum heutigen Zeitpunkt ist es überfällig, die noch verbliebenen Bestände zu erfassen und für die Zukunft zu sichern. Es darf nicht sein, dass immer noch einzelne Blutlinien unwiederbringlich verschwinden, bloß weil sie nicht der aktuellen Mode im Showring entsprechen. Bei Rassen, bei denen wir uns in der glücklichen Situation befinden noch auf zuchtbuchmäßig nicht erfasste Populationen in den Herkunftsländern zurückgreifen zu können, sollte diese Möglichkeit als Segen gesehen werden – nicht als Gefahr für unseren vereinheitlichten Typ! Getrennte Populationen innerhalb einer Rasse (Arbeitslinie – Showlinie, oder nach unterschiedlichen Standards gezüchtete Rassen) bieten die Chance zur gegenseitigen Blutauffrischung, und dürfen keinesfalls in weitere neu voneinander isolierte Rassen aufgesplittet werden.



Es wäre auch dringend notwendig, unser System der Auswahl von Zuchttieren zu überdenken. Es ist immer noch zu sehr auf die Selektion vermeintlicher Spitzenvertreter und Erhaltung eines möglichst einheitlichen Rassetyps ausgerichtet – wie oben mehrfach erwähnt, ein Bären dienst an der genetischen Vielfalt! Ziel muss sein, so viele verschiedene Hunde wie möglich in die Zucht zu nehmen, nicht nur einen kleinen Prozentsatz ausgewählter Topwinner. Es wäre überaus wünschenswert, züchterisch auch auf Hunde abseits des Ausstellungs- oder Sportwesens zurückgreifen zu können. Man führe sich nur vor Augen, wie viele Hunde nie auf Veranstaltungen auftauchen – nicht weil sie von minderer Zuchtqualität wären, sondern weil ihre Besitzer schlichtweg kein Interesse daran haben, sich mit ihrem Hund in den Wettbewerb zu begeben. Als Züchter (und als Zuchtverein!) sollte man sich mehr als glück-

lich schätzen, wenn sich diese Besitzer überhaupt dazu bereit erklären, ihre Hunde der Zucht zur Verfügung zu stellen. Übermäßige Hürden zur Erlangung der Zuchtzulassung sind dafür sicherlich hinderlich und sollten sich eigentlich nur auf die Überprüfung von Gesundheit und Wesen erstrecken.

Die Belegung von Hündinnen mit mehr als einem Rüden während einer Hitze bietet die Möglichkeit, das genetische Potential von Hündinnen auch bei geringer Zuchtaktivität besser zu nutzen. Auf den ersten Blick mag es kontraproduktiv erscheinen, nun auch auf der Hündinnenseite auf mehr Nachzucht zu setzen, wo der häufige Einsatz der Matadorrüden doch an selber Stelle so kritisiert wird. Die Situation auf der weiblichen Seite ist aber eine gänzlich andere – eine doppelbelegte Hündin hat ja nicht zahlenmäßig mehr Nachkommen, sondern bei selber Welpenzahl Nach-

zucht von mehreren Rüden. Das erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass ihre Gene in der Population verbleiben. Hat sie nämlich nur Welpen von einem Rüden, fällt sie für die weitere Zucht mit dessen engerer Familie eigentlich aus. Gibt es dagegen auch Nachzucht von einem weiteren Rüden, können ihre Nachkommen vielfältiger in der Zucht verwendet werden. Natürlich könnte man denselben Effekt auch mit mehreren Würfen nach verschiedenen Rüden erzielen, bei seltenen Rassen mit geringer Nachfrage bietet sich diese Möglichkeit aber oftmals nicht. Da hat ein Züchter Mühe genug, selbst für einen einzigen Wurf ausreichend Welpeninteressenten zu finden. Für weitere Würfe reicht die Nachfrage einfach nicht – wie praktisch, wenn man mit Doppelbelegungen gleich „zwei Würfe mit einem“ züchten kann!

Auch wenn die übermäßige Einschränkung der Zucht eher

negative Auswirkungen auf die genetische Vielfalt hat, gibt es in einem Punkt klar Handlungsbedarf, nämlich in Bezug auf den Zuchteinsatz von Deckrüden. Eine Begrenzung der Deckakte pro Rüde könnte einen entscheidenden Beitrag dazu leisten, die dadurch bedingte rasante Verarmung des Genpools zumindest abzubremsen. Dass das allein auf nationaler Ebene – insbesondere bei seltenen Rassen – wenig Sinn macht, dürfte einleuchtend sein. Sinnvoll wäre dazu auch eine zeitliche Staffelung, d.h. nur ein bis zwei Deckakte in jungen Jahren, weitere erst nach Beurteilung der ersten Nachzucht in ausgereiftem Alter. Deren Anzahl muss dabei der effektiven Populationsgröße angepasst sein – können bei einer verbreiteten Rasse 10 oder mehr Zuchteinsätze vertretbar sein, sind bei seltenen Rassen wahrscheinlich 5 schon zu viel. Wünschenswert wäre eine hohe Remontierungsrate, d.h. eine hohe Anzahl Tiere einer Generation, die in die Weiterzucht gelangen.

Die Zuchtvereine sind in der Verantwortung, die seit Jahrzehnten bekannten Erkenntnisse der Genetik endlich in ihren Zuchtordnungen umzusetzen. Züchterische Freiheit ist ein hohes Gut, aber wie obige Erläuterungen zeigen ist es einem Großteil der einzelnen Züchter schlichtweg nicht bewusst, welche Auswirkungen ihre Zuchtstrategien auf die Zukunft ihrer Rassen haben. Das häufig gehörte Argument, in anderen Ländern würden auch ohne Regulierungen keine schlechteren Hunde gezüchtet, bezieht sich allerhöchstens auf Ausstellungs- oder Arbeitsqualität. Nicht aber auf die genetische Vielfalt und Zukunftsfähigkeit der Population!



Eigentlich ist es überfällig, für jede einzelne Rasse zunächst eine Bestandserhebung durchzuführen, darauf basierend eine Zuchtstrategie zu entwickeln und diese in der Zuchtordnung zu implementieren. Eigentlich unnötig zu sagen dass diese Zuchtordnung dann auch durchgesetzt und regelmäßig auf ihren Erfolg hin überprüft werden muss!

Die Züchter von heute, insbesondere diejenigen, die sich seltenen Rassen verschrieben haben, tragen eine große Verantwortung. Ihre Entscheidungen im Hier und Jetzt haben unmittelbar Einfluss auf die Zukunft. Sich nur an kurzfristigen

Erfolgen zu orientieren grenzt da schon fast an Verantwortungslosigkeit. Auch wenn es in der allgemeinen Wahrnehmung innerhalb des Hundewesens wohl noch nicht angekommen ist - der wichtigste Beitrag für die Zukunft einer Rasse ist nicht, einen oder mehrere herausragende Topwinner gezüchtet, sondern die genetische Vielfalt für die nachfolgenden Generationen bewahrt zu haben!

Literatur:

Lewis TW et al. (2015): Trends in genetic diversity for all Kennel Club registered pedigree dog breeds. *Canine genetics and epidemiology*, 2(13) 1-10

Irene Sommerfeld-Stur (2016): Rassehundezucht – Genetik für Züchter und Halter. Vlg. Müller-Rüschlikon.



Über die Autorin

Dr. med. vet. Barbara Keßler

Nach Studium und Promotion an der Ludwig-Maximilians-Universität München ist sie als leitende Tierärztin am Lehrstuhl für molekulare Tierzucht und Biotechnologie tätig. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt im Bereich der Reproduktionsbiotechnologie von Nutztieren. Darüber hinaus hält sie regelmäßig Vorlesungen im Bereich Genetik und Hundezucht in der LMU. Sie war Initiatorin eines internationalen Forschungsprojekts zur molekulargenetischen Aufklärung der hereditären Polyneuropathie bei Greyhounds (GHN), welches erfolgreich mit der Etablierung eines Gentests beendet werden konnte.

Ihr erster Windhund war ein Whippet, den sie sich als Schülerin kaufte. Seitdem ununterbrochen im Windhundgeschehen aktiv, verlagerte sich der Schwerpunkt bald auf die Rasse Greyhound. 2009 fiel der erste Wurf im Greyhoundzwinger „Rumford“, den sie zusammen mit ihrem Lebensgefährten Dominik Rudolph führt.